



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherworte zum dritten Gebot.

„Den Feiertag heiligen heißt soviel als heilig halten. Was ist denn heilig halten? Nichts anderes denn heilige Worte, Werke und Leben führen; denn der Tag bedarf für sich selbst keines Heiligens. Gott will aber, daß er dir heilig sei. Also wird es deinethalben heilig und unheilig so du heilig oder unheiliges Ding daran treibst.“

Wo Gottes Wort nicht im Schwange und Uebung steht, da soll es keinen Christenfeiertag heißen; denn feiern und müßiggehen können die Unchristen auch wohl.“

Dem Feiertag entgegen.

Wie köstlich, so immer und allezeit
kommen dürfen mit all seinem Sündenleid,
die Schuld in betenden Händen heben,
sich immer wieder lassen vergeben!
's ist fast, wie wenn man das Alltagskleid
am Sonnabend abend hängt beiseit'
und nimmt das gute Gewand aus dem Schrank,
denn morgen ist Feiertag! Gott sei Dank!
So ist doch das köstliche Ledtsein
aller Schuld, als ging' man direkt hinein
in den Sonntag und hörte die Feiertagslocken
in der eigenen Seele frohlocken.
Einmal da hängt man das Alltagskleid
ganz still in den Winkel für alle Zeit,
weil zum letzten Mal das Vergeben gekommen,
alle Schuld und Lasten hat fortgenommen;
und weil dies große, heil'ge Vergeben
Den Feiertag bringt, das ewige Leben!

Feesche.

Dein Sonntag.

„Du sollst den Feiertag heiligen.“

Zwei Stütungen sind die uraltesten auf Erden; zwei ragen aus dem Paradiese wie die „beiden Hände Gottes“, mit welchen er seine Kinder an sein Herz sammeln will, in unser Leben hinein: die Ehe und der Sonntag. Und saget selbst: unter all den Sünden und Sorgen, Kämpfen und Tränen des Lebens — gibt es da irgendwo eine tiefere, herzigere Erquickung als ein frommer, glücklicher Familienkreis, wenn er in stiller Freude seinen Sonntag feiert? Ist's nicht wie ein Stück aus dem Paradiese noch und eines, das uns hoffen und ahnen läßt, daß ein Paradies uns noch bevorsteht? —

Zwei Säulen standen einst am Eingang des salomonischen Tempels, Jachin und Boas, Festigkeit und Stärke genannt. Zwei Säulen stehen als Türhüter und Träger am Heiligtum des christlichen Volkslebens, die geheiligte Familie und — der geheiligte Feiertag.

„Du sollst den Feiertag heiligen.“ Feiertag heißt zunächst Ruhetag. Alles Leben besteht in den zwei Stücken: Tun und Ruhen, und in dem rechten Wechsel zwischen beiden. Der Acker will seine Ruhe haben, sonst wird er erschöpft und bleibt ohne Frucht; das Lasttier verlangt seine Ruhe, sonst bricht es zusammen und versagt dir den Dienst; und der Mensch allein, wenn er die ganze Woche gebückt an seiner Arbeit gestanden, sollte sich nicht einmal gerade aufrichten und den Schweiß von der Stirn sich wischen dürfen? Der Mensch sollte — keiner Ruhe bedürfen? — O, daß man doch endlich aufhörte, das harnherzigste der Gebote als ein Joch anzusehen, das Gott den Menschen aufgelegt! Nicht auflegen will er uns mit dem Feiertage ein Joch, sondern das Joch für diesen Tag dir abnehmen, das dich drückt; nicht eine Opfertat ist's, die wir leisten sollen, sondern eine Wohlthat aus seiner freundlichen und gnädigen Hand. Ein Leben ohne Sonntag — ein Weg wäre es auf endloser, staubiger Straße ohne Herberge, eine Wanderung durch Wüstenland. Und dennoch wandern Tausende lieber in der Hitze und im Staub des Weges weiter. Sie rechnen wohl: man kann in sieben Tagen mehr verdienen als in sechs — sie rechnen aber nicht das andere Exempel: Gott kann in einem Tage mehr hinwegnehmen, als sieben, ja siebenzig Sonntage erwerben. Richtig gezählt, ist oft doch falsch gerechnet. Schon unsere Väter warnten: was der Sonntag erwirbt, schon am Montag verdirbt. Es gibt eben einen geheimen Segen, der auf der Heilighaltung der Gebote Gottes ruht, und es gibt einen geheimen Fluch, der an ihre Uebertretung sich heftet.

Doch nicht zur Ruhe in bisher genommenen Sinne ist uns der Sonntag gegeben. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ — er hat nicht nur wie das Tier einen Leib, der der Ruhe bedarf, sondern auch eine unsterbliche Seele. Und das irdische Schaffen und Wirken zehrt auch auch am inneren, geistlichen Leben; der Staub der Erde legt sich auf des Menschen Seele. Eine innere Erhebung, ein geistiges Atemholen und Sichsammeln, ein neues Schöpfen ewiger Lebenskräfte aus dem unerschöpflichen Quell, aus Gott selbst, tut not. Das ist der tiefere Grund des Sonntags: „Du sollst von deinem Werk lassen ab, damit Gott sein Werk in dir hat“ — und darum gehört zur vollen Sonntagsfeier auch die feiernde Ruhe der Seele in ihrem Gott, gipfelnd in der feierlichen Feier im Gotteshaus. Dann erst habe ich einen Sonntag im feiligsten Sinne, wenn mit der irdischen Sonne die himmlische mir in das Herz scheint. Viele heutzutage glauben solcher Gedanken nicht zu bedürfen, geschweige einer besonderen Feier deswegen im Gotteshause. Andere haben dessen bedurft, und das sind Männer gewesen, denen wir nicht wert sind, die Schuhrtemen aufzulösen. Luther gibt in seinem Kate-

chismus bei dem dritten Gebot auf die Frage: „was ist das?“ die Antwort: „wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern daselbe heilig halten, gerne hören und lernen.“ Ohne Heilighaltung des Wortes Gottes gab es für ihn keine Heiligung des Feiertages.

Da ist der Sonntag mit seinem Gottesdienst wie ein heiliger Quell, aus welchem sie neue Kraft schöpft für den Kampf des Lebens und neue Vergebung trinkt für die Sünden des Lebens. Da ist der Sonntag ihr eine Erinnerung, daß auch noch andere da sind, die mit ihr kämpfen und bitten und glauben, und eine Erinnerung, daß nach den Sonntagen hienteden den müden Pilgern noch ein anderer Sonntag winkt, der große Feiertag, von dem die Schrift sagt: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ Da ist der Sonntag mit seinem stillen Frieden, seinen festlichen Gewändern, seinen Lobgesängen der Gemeinde, seiner Morgenluft der Ewigkeit wie ein Engelgruß aus der anderen Welt, die streitende und die triumphierende Gemeinde rücken näher aneinander, und wie leiser heiliger Glockenton von der jenseitigen Küste her schlägt es an das Ohr, frommes Sehnen, heiliges Ahnen weckend:

„Herz, freu dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
und von der Sündenarbeit frei!“

Und diese Sonne unter den Tagen, von der die andern alle, wie die Planeten, Licht und Leben nehmen, dieses Stück Heimat in der Fremde, dieses Stück ewigen Lebens mitten im flüchtigen zeitlichen Leben, von Gott den Pilgern zum Trost gegeben, von den Vätern wie ein Kleinod gehütet, von tausend Sängern mit heiligem Lied gepriesen — das könnten wir uns nehmen lassen, oder könnten es Andern nehmen? —

Auch in unsrerem Hause soll der Sonntag ein Sonnentag sein, der es nicht finster macht um sich her, sondern licht und freundlich und hell. Und was soll im Hause die Sonntagssonne sein? In der Kirche ist es der Glaube; im Hause ist es die Liebe. Alles andere soll ruhen und feiern am Feiertag, nur sie, die Liebe, nicht. Das war ja der Gegenstand des Gesprächs zwischen den Pharisäern und dem Herrn. Jene wollten den Sabbath zu einem finsternen, kalten Tag machen, an dem man lieber einen Kranken herzlos umkommen läßt, als daß man die Hand zur helfenden Liebe rührt. „Ist es auch recht, am Sabbath zu heilen?“ Dazu hatten sie den Wassersüchtigen ins Haus bestellt. Aber Jesu griff ihn an und heilte ihn. Das war seine Antwort auf die Frage. Die Liebe hat keinen Feiertag; für sie ist gerade der Sabbath oder Sonntag der rechte Arbeitstag. Darum heißt der Herr den armen Wassersüchtigen. Darum stehen am Sonntag seine Diener am Wort auf der Kanzel und vor dem Altar; es gibt keine größere und heiligere Liebesarbeit, als die uns aufgetragen, die Seelen der Menschen zu bitten und mahnen: laßet euch veröhnen mit Gott! Weil die Liebe nicht ruhen soll, darum, ihr Lieben, solltet ihr auch am Sonntag Liebe haben und Liebe tun. Tut sie zuerst an den eigenen Angehörigen; tut sie aber auch gern, wo bei anderen die Not euch ruft. Das ist ein „reiner und unbefleckter Gottesdienst, die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen“ und in die niedrigen Krankenzublen und vereinsamten Sorgenkammern den Trost der Liebe Gottes tragen. Es sollte kein Christenmensch einen Sonntag vorübergehen lassen, an welchem er nicht irgend jemandem für Leib oder Seele einen Liebesdienst getan.

Aber ich höre fragen: „soll man denn am Sonntag gar keine Freude haben und keine Erholung?“ Nun, ich meine: Liebe üben ist die feeligste Freude. Aber auch sonst dürfen wir sie haben. Gewiß, ein Sonnentag soll der Sonntag uns auch in dieser Beziehung sein. Ein Sonnentag für dich, geplagter Vater, der du die ganze Woche deine Kinder so wenig hast und siehst und nun am Sonntag Nachmittag dich ihnen mit ganzer Seele widmen kannst. Ein Sonnentag für die Kinder, wenn sie mit dem Vater und Mutter zusammen ein Lied singen und auf ihrem Schoße sitzen und ihren Erzählungen lauschen dürfen. Ein Sonnentag für Mann und Weib, wo beide einander inner-

lich näher rücken und beide auch einmal über Dinge miteinander sprechen können, die doch die wichtigsten und höchsten sind.

Wo man so Sonntag feiert in der Kirche und Sonntag hält zu Haus, da fällt dann ganz von selbst der reiche Sonnenschein des Tages auch in das Herz.

D. Plant.

Der Joggeli.

Nachdruck verb. Von Wilhelm Speck.

Mit Genehmigung des Verlags M. Warnack, Berlin.

1. Fortsetzung.

Die Dutenbacher lachten, als sie hinter Joggelis erstes Stück kamen und sagten, der habe ihnen gerade noch im Dorfe gefehlt. In Hülle und Fülle hätte er leben und als ein großer Herr fahren können, statt dessen habe er sich an eine Kette gelegt und zeitlebens zum Knechtsdienst verbunden. Wenn einem etwas recht Törichtes zugemutet wurde, antwortete man seitdem sprichwörtlich, man sei doch nicht von Vallanden.

Jochen ließ sich aber durch den Spott nicht verstimmen und sah auch nicht schieß, als bald darauf ein anderer das Glück, das er verschmäht hatte, mit beiden Händen festhielt. In seinem Häuschen war eitel Sonnenschein, Lachen und Freude am Morgen und am Abend. Die junge Frau besorgte das Feld, er selber ließ sich vom Förster einstellen und war den ganzen Tag, wie er es von früher her gewohnt war, im Walde, brachte aber, wenn er heimging, immer von der Sonne, die ihm etwa geschienen hatte, und von den warmen Gedanken, die ihm durchs Herz gezogen waren, ein gut Teil mit nach Hause, und seine Magdalene legte das ihrige dazu.

Eine neue Welt öffnete sich ihm, als er seines jungen Weibes Herz immer besser verstehen lernte, und wie dann erst ein Kind in der Wiege lag, hatte die Welt kein Ende. Nun begriff er erst, wozu er sich den Kopf vor Zeiten mit tausenderlei Geschichten und Einfällen vollgepfropft hatte. Sie ließen sich jetzt recht gut verwenden. Neben seinem Nennchen, der Erstgeborenen, lag bald ein Bub in der Wiege, und kaum war dieser aus dem Nergsten heraus, so meldete sich wieder etwas Neues an.

Die Leute fragten ihn, ob er auch überlegt habe, wie er die Kinder, wenn das so fortginge, zu ernähren gedanke. Er lachte sie aber aus und erwiderte: Seit die Schwiegermutter leider die Augen zugetan hätte, wäre ja genug Platz vorhanden. Wenn die Bürschlein einmal im Häuschen drin wären, könne er sie doch auch nicht gut wieder hinausjagen. Er wolle jedoch, da ihm die Magdalene Sorgen mache, einmal zum Frauhollenteich hinaufgehen und abbestellen. Er zog auch wirklich eines Sonntags den Berg hinauf, mußte seine Bestellung aber vurcht ausgerichtet haben, da er noch weiter bei der Frau Holle in Rundschaft verblieb.

Kümmertlich ging es damals bei ihm her, dennoch blühten die Kinder wie die Röslein und zwitscherten mit den Schwalben unterm Dach um die Wette. Nur die Magdalene fiel immer mehr ab, was ja auch bei den vielen Kindern und der schweren Arbeit kein Wunder war.

Allmählich besserten sich jedoch ihre Verhältnisse, sie kauften sogar etwas Land zu dem ihrigen hinzu. Woher sie es eigentlich hatten, war nicht herauszubringen. Sie hatten wohl einmal geerbt, es konnte aber nur eine Kleinigkeit gewesen sein, fleißig und sparsam waren sie auch, Jochen arbeitete für zwei und gab nichts aus, dafür wurde die Magdalene mit jedem Jahr weniger, man konnte es nicht erklären. Im Dorfe ging eine Rede, ein Haulemännchen habe dem Jochen im Walde einen Schatz verraten, den er nun nach und nach in seinem Ranzen nach Hause schleppe. Als er einmal von diesem Gerücht hörte, lächelte er geheimnisvoll und wick einer Erklärung aus, indem er sagte, solch ein Haulemännchen sei gar nicht zu verachten, er brauche nur zu pfeifen, so käme ihrer ein ganzer Haufen und trüge ihm das Glück zu.

Wer dem Jochen aber seinen Ranzen untersucht hätte, der würde etwas anderes als Gold und Geschmeide gefunden haben, einen Waldbeerenstrauß etwa, dazu ein paar bunte Höherfedern oder einen funkelnden Bergkristall und ganz sicher ein Stück Hasenbrot; denn das sparte er sich,

weil seine Kinder gar so lüßtern danach waren, immer am Munde ab.

Als sie größer geworden waren, stiegen sie ihm immer des Abends entgegen und warteten auf einem großen Stein unter einem Ebereschenbaum, bis sie ihn kommen sahen. Dann setzte er sich mit ihnen einen Augenblick nieder, kramte das ausgehörte Brot hervor, gab jedem ein Stück und eine Erdbeere dazu, worauf man mit neuen Kräften heimwärts ziehen konnte.

Lieb hatten ihn die Kinder, sie waren aber doch von anderer Art als er. Sie wurden bald ernst, hatten den Kopf voll unternehmender Gedanken und träumten, ohne die Bedeutung recht zu verstehen, schon frühe davon, daß sie aus Dutenbach bald herausziehen würden.

Die Älteste erklärte denn auch nach ihrer Einsegnung, es sei besser, sie nähme einen Dienst an, zu Hause seien noch genug Minder zum Essen und reichlich Hände für die Arbeit, und der Vater, so schwer es ihm ankam, gab ihr recht. Sie zog dann weiter und immer weiter das Land hinauf, und weil der Vater so oft von den Bremer Stadtmusikanten erzählt hatte, war ihr die Stadt in Gedanken heimlich geworden, und es lockte sie so lange da hin, bis sie dort war. Dann wanderte sie nach Amerika aus und blieb verschollen. Der Sohn wurde Zimmermann, ging nachher in die Welt, aber nicht sehr weit, kam auch bald wieder zurück als ein brustkranker Mensch, der noch eine Zeitlang herumkummerte und dann für immer auswanderte.

Bei den übrigen Kindern, die zu einer Zeit geboren waren, wo die Magdalene schon kränkelte, zeigte es sich frühe, daß sie nur zu einem kurzen Besuch auf die Erde gekommen waren. Die ersten Jahre sprangen sie munter herum, dann wurden die Augen groß und still, und der Vater mußte ihnen viel erzählen, wie es sich im Himmel unter den goldenen Lichtern wohne. Als sie genugsam Bescheid wußten, zog eins hinter dem anderen her den Sternen zu.

In Joggelis Haus wurde es finster, als die Lichter, die es hell gemacht hatten, nach und nach erloschen.

Die Magdalene sank immer mehr in sich zusammen, und das Lachen schwand aus ihren braunen Augen, über den Hof hin, so holte sie aus ihrem Herzen wie aus einem tiefen Brunnen schacht hervor, und wenn er die Tür öffnete, so schimmerte es ihm schon entgegen, freilich nicht mehr hell und strahlend wie einst, sondern mild und müde.

Ihm selber merkte man nicht an, daß ihn ein Kummer beschwerte. Man sieht doch, daß er nicht von hier ist, sagten die Leute. In Ballanden werden sie eine andere Natur und eine härtere Haut haben. Da geht er hin, aufrecht und gerade wie immer und zu Hause plaudert er mit heiterem Gesicht, als sei ihm nichts geschehen.

Könnten die Bäume im Walde reden, sie hätten von einem Jochen zu erzählen, der kein heiteres Gesicht hatte, und der Ebereschenbaum wußte wohl auch etwas zu berichten. Noch immer saß der Jochen auf dem Heimwege ein Weibchen unter ihm, stumm und still, die Augen zu Boden gesenkt. Erhob er sich dann, so gab er sich einen Ruck, fuhr sich mit der schwieligen Hand über die feuchten Augen und sagte: Fertig!

Es war ihm gesagt worden, er müsse sein Weib vor Aufregung hüten und sie auf helle und fröhliche Gedanken bringen, und das versuchte er, soviel er es von sich aus vermochte sorgte auch dafür, daß ihr die Leute nichts davon zutragen konnten, wie schwer ihm selber das Herz geworden war, tröstete er sie: Wir sind ja noch immer so reich. Beim anderen: Wir haben noch drei, Magdalene. Darauf: Denk an die zwei. Und dann: Noch eins. Endlich aber, als alles um sie leer geworden war, legte er die harte Hand, so zart er es vermochte, um sein Weib und sagte: Jetzt sind wir allein, und wir müssen nun versuchen, so glücklich zu sein wie damals, da wir auch nicht mehr waren. Wir müssen es versuchen, Magdalene.

Außer dem Wald und dem Ebereschenbaum wußte nur eine noch, wie es in seinem Inneren aussah, sie, die es nicht wissen sollte und es auch solange in sich verbarg, bis ihre Kraft versagte und sie sich auch krank niederlegen mußte.

Nun drohten auch ihm die Kräfte auszugehen. Ein Blick aber auf das vergrämte Antlitz seines Weibes, dessen

dunkle Augen ihn schmerzvoll suchten, gab ihm die Fassung wieder. Er sprach ihr gut zu und suchte ihr Mut einzulösen. Die Magdalene nickte auch leise zu seinen Worten und drängte die Tränen, die ihr heiß aus dem wunden Herzen quollen, zurück. Während der Jochen seine schwere Bürde nach dem Wald hinauftrug, saß jetzt eine Nachbarin bei ihr, eine Witwe, die vor wenig Jahren ihr armes Vaterhaus glückselig verlassen hatte, nur aber mit ihrem Kinde, bei dem die Magdalene Pate gestanden hatte, eine Stube bei den Eltern bewohnte und sich mit Tagelöhnern ernährte. Sie hätte das Leichen gern um sich gehabt aber Magdalene hatte heftig geweint, als das Mädchen, so wie es vordem ihre eigenen Kinder getan hatten, in der Stube umherspielte. Darauf verbot der Jochen, das Kind mitzubringen.

So schaute das Leichen, wenn es sich einsam fühlte, von ferne nach den Fenstern und lauerte darauf, ob die Mutter nicht einmal hinter den Scheiben zu sehen wäre. Kam der Jochen nach Hause, so versuchte es immer wieder, hinter ihm her durch die Tür zu schlüpfen; er scheute es aber mit strenger Miene zurück. Da er ihm aber ein andermal einen Busch Erdbeeren oder Himbeeren mitbrachte, so wußte das Kind nicht recht, wessen es sich zu ihm zu versuchen hätte, ob er tückisch sei, oder ab man ihm dennoch trauen dürfe.

In Joggelis Hause hörte man jetzt den ganzen Tag keinen Laut, die Magdalene hing die meiste Zeit still ihren Gedanken nach oder lag schlafend oder träumend in den Kissen. Erst gegen Abend, wenn sie ihren Mann zurückerwartete, fing sie an, sich zu ermuntern. Nachher erzählte er ihr oder las etwas vor, mit ruhiger Stimme und ganz wie sonst, und sein Weib wurde dabei zuletzt fast heiter.

Ihm selbst ging freilich manchmal die Lust aus, er mußte vor die Tür treten und Atem schöpfen. Sah er dann aus der Nacht auf das Haus hin, dann quoll es ihm in der Brust. Sein alter freundlicher Rußbaum rauschte schwer und verwandelte sich in einen Totenbaum, dessen Schatten höher und höher in die Finsternis hinaufwuchs und das Häuschen zu erdrücken drohte.

Als er wieder einmal lange draußen in der Finsternis gestanden hatte und darauf in die Stube zurückkam, schaute ihm die Magdalene anders als sonst entgegen, über ihren Augen lag wieder der lang verlorene Glanz und die untergehende Sonne.

Mir träumte, erzählte sie, ich stünde am Dohlsbrunn und schöppte Wasser. Da kamst du im Sonnenschein daher, und das Herz lachte mir, als ich dich erblickte. Dort kommt mein Glück, sagte mein Herz. Es hat nicht gelogen. In der Nacht drückte ihr Jochen die Augen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Gerechtigkeit Gottes.

Gott hat uns das Denken und Sinnen nicht verboten, im Gegenteil. Wir wollen denken, aber eben recht denken. d. h. mit Ehrfurcht denken, nicht wie ein kleines Herrgöttlein, wo man doch weiß, daß einem schon ein Samenkörnlein unlösbares Rätsel aufgibt, weiß, daß jeder Gedanke ja ein unsagbares Geschenk des Schöpfers bedeutet, dessen Denken wir nachdenken dürfen. Wenn wir meinen, diese Welt und unser Leben zu deuten und zu begreifen ohne Gott, dann geraten wir todsther in Sackgassen und kommen nicht weit, oder wir laufen in die Wüste hinaus mit all unsern Gedanken und können mit ihnen verhungern. Also wir wollen von der Gerechtigkeit Gottes reden.

Wenn ein Trinker im Rausch die Treppe hinunterfällt und sich das Gesicht verwüstet, wenn er eine Stelle um die andere verliert und böse Zeiten durchmacht, wenn er allmählich um die Achtung der Leute kommt, ja zuletzt vielleicht sogar um die Liebe seiner Kinder, dann wundern wir uns nicht. Es ist uns, das sei in Ordnung so. Es kommt uns vor als ein Stück Gericht und zwar gerechtes Gericht nach dem alten Gesetz: Was der Mensch sät, das muß er ernten. Aber nun die Kindlein des Trinkers? Die armen Geschöpflein, die auf dem Stubenboden sitzen und uns so blöde anschauen, daß wir grad hinausweinen möchten ob solchem Jammer, was haben denn sie ver-

brochen, wofür müssen sie leiden, warum, ja warum müssen sie entgelten? Halt — da haben wir auch schon einen Fehler gemacht in unserem Denken. Wer redet denn da von Schuld und Strafe? Ja, es ist uns ganz geläufig, so zu denken und zu urteilen: Wo gelitten wird, liegt Strafe vor. Wir wissen zwar ganz gut, daß die frömmsten Menschen oft lange und furchtbar leiden müssen, und wir wissen noch besser, wenn es auf die Sünde und die ungueten Gedanken ankäme, dann könnten wir nicht so gesund in der Welt herumspringen, dann wären wir jetzt nicht so seelenvergnügt beisammen an diesem Morgen. Nein, es geht eben nicht einfach so glatt nach der Regel: Leid ist Strafe. Oft ist es so, meist ist es nicht so, meist hat das Leiden eine andere Aufgabe in der Welt als zu strafen. Soviel ist richtig. Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Schmerz, der gelitten wird und seiner Ursache. Ich will probieren, das deutlich zu machen.

Es fühlt eins von euch einen Stich auf der Brust. Wenn es da den stillen Kirchenrain hinaufgaloppiert, wenn es in ein paar Säben die Treppen daheim hinauf will, bei jeder rechten Anstrengung, bei jedem tiefen Atemzug ist der Stich wieder da. Aha, denkt ihr, da ist etwas nicht in Ordnung; da hapert es mit den Luftwegen, und der Vater kommandiert: Du gehst zum Doktor. Der muß feststellen, wo der Schaden sitzt, ob er wichtig ist oder unwichtig. Der Stich, den du fühlst, der Schmerz, den du hast, ist also ein Signal, das dir anzeigt: Es ist die Ordnung da innen irgendwie gestört. Seht — grad so ist es mit allen Schmerzen auf der Welt. Wo ein Mensch leidet auf dieser Erde, wo es sei, was es sei, es ist ein Anzeichen dafür, daß irgendwo im großen Haushalt der Menschheitsfamilie etwas nicht stimmt. Jede Träne, jeder Seufzer ist eigentlich mehr als das, was er sein will, er ist ein Schrei: Obacht, es ist etwas nicht in Ordnung, es muß irgendwo anders werden. Gott hat die Welt so geschaffen, daß, wo seine Ordnungen in geringsten mißachtet werden, sich das auswirkt in Leiden.

Versteht mich recht: Nicht der Mensch, der leidet, ist schuld daran. Ja, ein Stücklein Schuld trägt auch er, denn auch er ist verflochten mit dem Wesen der Welt, ist voll Sünde und voller Schuld und voller Aufruhr gegen Gott. Seinen Teil trägt jeder von uns zu dem großen Sündenberg der Welt. Aber jedes von uns muß auch tragen an Schuld von all den Geschlechtern vor uns. Wir leiden unter den Sünden der Väter. Und dieses Tragen und Leiden soll uns wecken und hellhörig machen für den Willen Gottes. Auch allem Stöhnen und Seufzen der Welt tönt eigentlich als eine grausig-ernste Predigt an unser Gewissen: Dein Name werde geheiligt! Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Nun weiß ich wohl daß wir auch im einzelnen Lebensschicksal diese Gerechtigkeit Gottes schauen möchten, nicht nur im Blick auf die lange Kette der Menschheitsgeschichte. Da mögen wir hundertmal dassehen wie Job und einfach bekennen: Ich weiß nicht warum. Aber soviel muß ich doch sagen: Da führt ein Mensch ein unvernünftiges Leben, ist mit 40 Jahren verbraucht und stirbt seiner Familie weg. Was lest ihr dann in der Todesanzeige oder hört ihr am Ende am Grabe: Der unerforschliche Ratsschluß Gottes. Wirklich? Hat denn nicht Gott gerade in solchem Falle ganz klar und deutlich reden wollen, uns etwas beibringen wollen, daß solche Redensarten einem frommen Menschen vorkommen müssen wie Lügen und Lästerung.

Überall da, wo wirklich ungelöste Fragen, grausige Rätsel uns erschrecken und erschüttern, da hilft uns einzig das demütige und kindliche Vertrauen zu dem Herrn über uns, wie der Heiland ihn uns offenbart hat als den Vater des Erbarmens und der Gnade, da müssen wir denken, daß wir mit all unserm Leben nicht uns gehören, sondern ihm, unserm Herrn und König. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Der Apostel Paulus hat es fromm und schön seinen Brüdern nach Rom geschrieben, wie ein Kind Gottes zu all dem steht, wo wir mit unserm Denken und Begreifen nicht nachkommen: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“.

Eltern und Kinder.

Von Anna Katterfeld

Nachdruck verboten!

3. „Sag's Mutter auch.“

„Wie die Alten jungem, so zwitschern auch die Jungen“ Wer in unsern Kinderstuben zu Hause ist, der weiß, daß der Volksmund wahr mit diesem Sprüchlein geredet hat, weiß, daß man von den Kindern auf das Beispiel schließen kann, das ihnen die Eltern in Worten und Taten gegeben haben.

Ach, wie traurig ist es oft mit diesem Beispiel bestellt! Wie viel Böses wuchert in den Kindern auf dem Nährboden empor, den die Umgebung der Eltern oft bildet! In Bethel weiß man ein Liedlein davon zu singen

Da wurde neulich Marga in die Anstalt gebracht, ein Mädchen aus einer westdeutschen Großstadt. Das arme Kind hatte viel von dem Gift der verpesteten Großstadtlust eingeatmet. Es war viel Häßliches, das ihr anlebte. Besonders hatte sie ein entsetzliches „ungewaschenes Maul“, wie der technische Ausdruck dafür wohl lautet Nein, was sprudelte da alles hervor an häßlichen, groben, unflätigen Worten! — — — Die lieben Schwestern, denen ihre Erziehung anvertraut war, hatten eine ganz große Mühe mit ihr. Vor allem war es schwer, Frieden unter den Mädchen zu halten. Immer wieder fühlte sich eins durch Margas häßliche Worte beleidigt und wollte dann mit gleicher Münze bezahlen. So gab es ständig Streit und Zanf.

Da war denn eine große erzieherische Weisheit nötig, die andern Mädchen die rechte Stellung dazu zu lehren, sie vor der seelischen Ansteckungsgefahr zu bewahren und doch alles in Liebe abgehen zu lassen und keinen Richtigkeitsgroßzuziehen. Vor allem lehrten die Schwestern und Lehrerinnen es die Kinder so anzusehen, daß Marga ein armes irgeleitetes Kind sei, dem sie alle helfen mußten, den rechten Weg zu finden. Das haben manche der kranken Mädchen denn auch getreulich getan, und als man bald eine große Veränderung in Margas Wesen wahrnahm, da war das für das ganze Haus eine Freude, weil sie ja alle daran gearbeitet, darum gebetet hatten.

Eine andere Schwierigkeit war Margas Weigerung, den Sonntagsgottesdienst zu besuchen. Es ist in Bethel Regel, daß die Kranken gemeinsam mit ihren Hausvätern und Hausmüttern zur Kirche gehen. Einst hatte Vater von Bodenschwingh vor einem Festgottesdienst, den er in Weinheim an der Bergstraße in Hessen halten sollte, den Oberst gebeten, nur die Soldaten zum Gottesdienst kommen zu lassen die freiwillig kommen wollten. Aber davon hatte der Oberst nichts wissen wollen. „Das geht nicht“, hatte er gesagt, „hier muß Ordnung herrschen. Was meinen Sie wohl, wie das gehen würde? Dann würden die, die sich zum Gottesdienst gemeldet haben, hernach von den andern verspottet und die, die nicht kommen, trieben es während des Gottesdienstes um so ärger. Darum, wenn sie kommen, so kommen sie alle.“

„So muß es auch hier bei uns sein“, sagte Vater v. Bodenschwingh dazu. „Ich wollte wohl gern, daß die, die nicht gern kommen, aus unseren Gottesdiensten fernblieben; aber doch können wir von der Ordnung nicht lassen, weil die Unordnung noch unbarmherziger wäre. Ach, daß sie doch immer mehr Kinder der Freiwilligkeit würden, daß sie immer mehr lernten, daß der Sabbath uns gegeben ist, als ein schöner Ruheplatz für unsere Seele um Kraft zu schöpfen zur Arbeit, zum Leiden, zum Sterben.“

Um dieser „barmherzigen Ordnung“ willen, die, wie gesagt, noch heute in Bethel herrscht, mußte auch Marga mit in die Zionskirche. Was hat das anfangs jedesmal für einen Kampf gegeben! Die bösen Worte sprudelten auf dem Wege zur Kirche nur so aus Margas Mund und auch während des Gottesdienstes kostete es Mühe, sie still zu halten.

Über allmählich wurde auch Marga „ein Kind der Freiwilligkeit“. Sie fand Freude an den schönen Liedern und nahm auch einmal ein Wort aus der Predigt mit. Der Kampf gegen den Gottesdienstbesuch hatte aufgehört. Fröhlich zog sie mit den andern zur Kirche. Aber damit

erwachte in ihr auch die Erkenntnis, daß das alles Dinge waren, die sie nie von ihren Eltern gehört hatte. Da mußte es doch wohl bei ihnen auch nicht richtig stehen. . . . Und die häßlichen Worte, die sie nicht brauchen sollte, hatte sie auch von den Eltern gehört. So sagte sie einmal zu ihrer Lehrerin: „Weißt Du, Tante, das alles mußt Du meinen Eltern auch sagen! Die gehen ja auch nicht zur Kirche und reden gerade so wie ich“.

Als die Mutter bald darauf zum Besuch kam, da fühlte sich Marga berufen, selbst die Mutter zum Kirchengehen zu ermahnen. Die Mutter verteidigte sich. Sie gehe ja zur Kirche. Noch neulich sei sie dort gewesen. Aber Marga blieb bei ihrem Tadel. „Ja, wann gehst Du? Am Weihnachtsabend, wenn die Krippe aufgebaut ist und die Lichter brennen, und es etwas zu gaffen gibt! Sonst gehst Du nicht.“

Es wäre ja nicht Margas Sache gewesen, ihrer Mutter in dieser Weise Vorhaltungen zu machen. Ganz hatte sie wohl ihren Menschen wohl noch nicht ausgezogen. Aber beschämend für die Mutter war es doch, so von ihrem Kind an die Schuld gemahnt zu werden, die sie gegen Gott und gegen ihr Kind hatte.

Dies ist nicht der einzige Fall, daß Kinder, denen in Bethel eine neue Welt aufgeht, die kleinen Erzieher ihrer Eltern werden. Wie oft finden sich in den Briefen nach Hause Biederstrophen, die bei der Andacht gesungen worden sind. „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille,“ schreibt ein Junge anlässlich der Erkrankung eines seiner Geschwister. Auch über die eigene Krankheit wissen die Kinder ihre Eltern so manches Mal in feiner, treffender Weise zu trösten, und manch eine Mutter kann es bezeugen, daß dieser Trost ihr über schwere Stunden und dunkle Zweifelsfragen hinweggeholfen hat. Manche Kinder schicken ihren Eltern regelmäßig die Bethelblätter. Vor allem die Geschichten, an denen sie selbst besondere Freude gehabt, müssen die Eltern mit ihnen teilen.

So hat sich hier in Bethel und den ähnlichen Anstalten der Inneren Mission das Verhältnis vielfach umgekehrt: die Eltern sind es, die von ihren kranken Kindern bleibende Güter empfangen. Es ist ein stiller Strom lebendigen Wassers, der so von dieser „Gemeinde der Sterbenden“ in vielen Häusern unseres deutschen Volkes fließt. Die Ewigkeit wird es einmal offenbaren, wieviel Frucht daraus erwachsen ist.

Wie weit ist die Haustür?

Missionssuperintendent Merensky erzählt: „Ich wollte ein Haus bauen im fremden Lande, in einsamer Wüstenei und verstand von Mauern und Zimmern gar wenig; in solcher Lage ist es doppelt dankenswert, wenn Gott getreue Freunde und gute Nachbarn beschert. Ich hatte solchen treuen Nachbarn, — ein alter afrikanischer Bauer war es, — der mir mit gutem Rat zur Seite stand. Das erste Pfahlhaus war nach seiner Angabe aus Pfählen, Rohr und Lehm bereits hergerichtet, und ich war daran, ein ordentliches Wohnhaus aus gebrannten Ziegeln aufzuführen. Beim Abmessen des Grundes fragte ich den lieben Alten: „Wie weit muß eigentlich die Haustür sein?“ und erhielt die Antwort: „So weit muß sie sein, daß ein Sarg einst aus dem Hause getragen werden kann.“

Seit der Zeit habe ich in mancher Hütte und in manchem Hause gewohnt, aber das Wort jenes afrikanischen Freundes hat mich überallhin begleitet. In jeder neuen Wohnung sah ich mir die Tür mit der Frage an: Wie würde es wohl sein, wenn man da einen Sarg hinaus-trügte? Es wäre gewiß mehr Friede in vielen Häusern, wenn die Haustüren recht oft darauf angesehen würden. Je mehr die Sonne stakt, desto näher ist der Abend. Weißt du, wie lange du noch Liebe säen kannst? Soll an deinem Grabe keine Träne der Liebe gewetzt werden? Soll kein Kranz, von Liebe gewunden, deinen Sarg schmücken? Und weißt du, wie lange du noch die Deinen lieben kannst? Willst du dann an ihren Gräbern stehen mit dem Stachel im Gewissen: Ich habe sie nicht genug geliebt; ich habe mich oft kalt und rauh, mürrisch ja gefühllos und hart gegen sie benommen —? Wenn Unwillen gegen eines der Deinen in dir aufsteigen, wenn deine Stirn sich in Falten ziehen und dein Mund sich zu einem verletzten Wort an-

schicken will, denke: „Das Auge, in das ich jetzt noch blicke, kann bald brechen.“ So rede denn als ein Sterbender mit Sterbenden freundlich, liebevoll, barmherzig. Einst trägt man auch deinen Sarg aus dem Hause.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

VI. Der Klagefarrer Georg Fabrizius.

Am Palmsonntag 1689 wurde Georg Wilhelm Fabrizius in Pfarramt eingeführt. Er war erst 23 Jahre alt.

In schweren Zeiten des Elternhauses war er aufgewachsen. Er faßte das Leben zu schwer auf. So richtig wohl war es ihm, wenn er Grund hatte zu klagen.

Mußten ihm also 4 Mädchen hintereinander geboren werden, wo er doch so auf einen Jungen wartete! Als nun das fünfte Kind ein Junge war, wollte das Klagen in Freude verwandelt werden. Da starb ihm seine junge Frau Anna kurz nach der Entbindung. So hatte er wirklich Grund zum Wehklagen.

Mit 5 kleinen Kindern konnte er nicht fertig werden, also suchte er ein neues Glück an der Seite seiner zweiten Frau Dorothea, geborenen Gottsched. Der ist es lange vergönnt gewesen, eine Sorge und Klage nach der anderen ihrem brummigen Ehegemahl tragen zu helfen.

Also: das kann ein diensteifriger Seelsorger doch nicht still dulden, wenn so viele Gemeindeglieder sich sehr träge und nachlässig zum Gottesdienst halten, ja, einige Wochen einfach fortbleiben. Wie Anno 1705 am 5. November der Herr Erzpriester Visitation abhält, meldet er einfach die faulen Kirchgänger. Sei, wie wollten sie sich gar gerne drücken, als sie zum Altar vorgeladen wurden. Es ging nicht mehr, und der Klagefarrer blickte sie gar grimmig an, wie ihnen vor versammelter Gemeinde ihr unfleißiger und schläfriger Gottesdienst ernstlich verwiesen wurde und der Schulhalter angewiesen wurde, künftighin vom Singschor ihre Plätze zu beobachten. Der Mann, oder wenigstens die Frau sollten zu jedem Gottesdienst kommen. Verneinendenfalls sollten sie weitergemeldet werden zur Bestrafung.

Noch größer wurde der Klagekatalog bei der großen Visitation im Mittsommer 1713. Also erstens: Es finden sich viele in seiner Gemeinde, die den Sonntag mit anderer weltlicher Arbeit entheiligen.

Zweitens: Bei Krankheiten der Ihrigen, sowie auch des Viehs, suchen sie nicht Zuflucht bei dem allmächtigen Gott, sondern bei den Wahrsagern und Zauberern.

Drittens: Die Waltersdorfer schicken ihre Kinder und Gesinde nicht zur Kinderlehre am Sonntag nachmittags.

Viertens: Derr Waltersdorfsche Krüger veranstaltet an den Sonn- und Festtagen ein ungemeines Lärmen mit Saufen, Spielen und Tanzen den Gästen bis in die späte Nacht.

Der gestrenge Visitator fordert alle diese Verbrecher vor und es wird ihnen mit scharfem Verweis angedeutet, daß sie alle, besonders aber diejenigen, welche sich noch einmal zu den Hexen und Zauberern aufmachen, sofort dem königl. Amt namkundig gemacht und mit je 1 Pfund Wachs für Kirchenlichte, außerdem empfindlich am Gelde oder am Leibe bestraft werden und daneben das Geld, das sie an die Wahrsager gewendet, der Kirche zu bezahlen schuldig sein sollten. Dem Waltersdorfschen Krüger wird es untersagt, an den Sonn- und Festtagen Bier und Brammtwein den Gästen zu verkaufen.

Der Waltersdorfsche Schulhalter bekommt extra eine Ermahnung, den Kirchhof immer geschlossen zu halten und sein Vieh nicht mehr auf den Gräbern weiden zu lassen.

Noch ist das Klagegedicht Fabrizius nicht beendet. Er läßt noch weiterhin durchsetzen:

erstens, daß die Eltern zum Singen vor der Beiche beim Begräbnis die Kinder fleißiger senden sollen;

zweitens, daß jeder Bauer gleich nach der Saatzeit dem Pfarrer das schuldige Holz an die Widder hinführe, im Widersehungsfalle er als Strafe pro Fuder 12 Silbergroschen zu zahlen hätte;

drittens: Wenn der Pfarrer am Predigtsonntag in Waltersdorf ist, und auch zur Kinderlehre am Nachmittag bleiben muß, soll ihm von den Bauern reihum entweder eine Mahlzeit ausgerichtet, oder in Ermangelung dessen

ein halber Taler und vor seine Pferde notwendiges Futter gegeben werden soll.

Ordentlich leicht war Pfarrer Georg Wilhelm Fabrizius zumute, als die lange Visitation beendet war. Daheim klopfte ihm seine Frau auf die Schulter: „Nun habe ich es eine Zeit lang leichter mit meinem alten Brummbar.“ —

Es gingen einige Jahre tatsächlich in Ruhe und Frieden dahin. Trotz des Brummens hatten die Herzogswälder ihren Pfarrer gern, weil er doch ein Kind ihres Dorfes war. Zu jeder dritten Taufe war das Pfarrerpaar Pate in irgend einem Bauern- oder Handwerkerhaus.

Da ging 1718 der Aerger von neuem los. Der König hatte unterm 2. Mai angeordnet, daß nach stattgefundener Kinderlehre fortan jährlich für die reifen Kinder die Einsegnung abgehalten werden solle.

Fabrizius schüttelte immer wieder beim Durchlesen dieser Verfügung die Perücke, daß sie ordentlich stäubte.

„Nein, nein, schon wieder neue Arbeit. Ich werde alt, Dorothechen, ich kanns allein nicht schaffen. Mit Herzogswalde gings noch, aber Waltersdorf, Waltersdorf, und der schlechte Weg, und das schlechte Wetter. Nein, ich nehme mir einen jungen Kandidaten als Adjunkt. Ich schaffs nicht mehr alleine.“

Un das Schreibpult stellt er sich und beginnt ein langes Bittgesuch:

„Bei einer Kgl. Majestät gnadenvollem Throne suchet ein armer und durch mancherlei Fatalitäten fast ganz um seine Gesundheit gekommener Priester Hilfe.“

Nachdenklich geht er im Studierzimmer auf und ab und legt sich neue Sätze zurecht.

„Denn da ich 30 Jahre schon mit unverdrossenem Fleiß und untadelhaftem Wandel, ohne eitlen Ruhm zu sprechen, bis hierher zu ihrem Vergnügen und, Gott Lob, auch zu ihrer besonderen Besserung in Christentume vorgestanden, bin ich da zwischen solcher Zeit viel Kreuz, Weiden, klägliche Zufälle und tausend Jammer mich betroffen, wie es leider männiglich bekannt ist.“

„Stimmt doch, Dorothechen, das weiß doch ein jeder, wieviel ich habe durchkosten müssen an allerlei Misere.“

Frau Fabrizius schwieg und lächelte. Er aber ging zum Pult und schrieb weiter.

„... dermaßen an meinen Leibeskräften sowohl als sonderlich der Memorie stumpf gemacht, daß nach einer dazugeschlagenen innerlichen Melancholie ich jetzt öfters von meinem Amt die Hand abzuziehen gezwungen wurde.“

Als der ganze Bittbrief um den Adjunkt beendet war, wurde es dem Pfarrherrn wohl ums Herz. Noch wohlher wurde es, als bereits am Sonntag Septuagesimä des Jahres drauf Kandida Settegast seine Probepredigt hielt. Glückselig saß der alte Herr in seinem neuen Pfarrstuhl und lauschte der wohlgesetzten Rede seines neuen Adjunkten. Er schien auch Eindruck bei der andächtigen Gemeinde zu machen. Er faßte im stillen das Gesamturteil an seine vorgelegte Behörde zusammen: „Alle Einwohner waren darob völli vergnügt.“

Welch groben Duerstrich machte ihm da wieder der böshafte Aergerteufel! Nach ganz kurzer Amtszeit wurde Settegast fortgewählt als richtiger Pfarrer nach Schmauch.

Bei dieser Gelegenheit gab es wieder einige Tage dicke Luft im Studierzimmer, also, daß die Hausgenossen es gerne mieden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide.

Sonntag, den 5. August, 9,30 Uhr vorm. Gottesdienst, darauf Beichte und heil. Abendmahl; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 4 Knaben, 4 Mädchen.

Getraut: Maurerpolier Otto Neumann aus Moosbruch mit Hofbeskertochter Olga Fröse in Gr.-Widerau.

Gestorben: 24. 7. Kurt Walter Philipp in Wolfsdorf-Mogat, 3¼ Jahre alt, beerdigt 29. 7.; 26. 7.

Arbeiter Hermann Radtke in Neukirch-Niederung, 61 Jahre alt, beerdigt 30. 7.; 27. 7. Rentier Heinrich Janzen in Damerau, 84¾ Jahre alt, beerdigt 31. 7. — Ev. Joh. 17, 24. —

Sonntag, den 12. August, 9,30 Uhr vorm. Gottesdienst; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Am Montag, den 6. August, nachm. 4 Uhr Monatsversammlung des Gemeinde-Rathes im Pfarrhause; um 6 Uhr Versammlung der Frauenhilfe im Vereinslokal.

Pr. Mart.

Aus diesem Erdenleben abgerufen wurde am 22. Juli Witwe Wilhelmine Ruhnaus aus Gildenboden. 73 Jahre ist sie alt geworden. In der Umgegend von Gildenboden war sie weit und breit bekannt, da sie bis in ihre alten Tage und in die letzte Zeit hinein den Gildenbodener Bäderwagen durch die Ortschaften fuhr. Am 25. Juli wurde sie auf unserm Friedhof zur letzten Erdenruhe gebettet. — Gott der Herr schenke ihr seinen Frieden. —

Am Sonntag, den 5. August findet der Gottesdienst zur gewohnten Sommerzeit um 9 Uhr in der Schule Pr. Mart. statt. Um 10 Uhr Kindergottesdienst.

Am Sonntag, den 5. August, nachmittags 1,30 Uhr Versammlung des Ev. Jungmännervereins im Pfarrhaus.

Am Dienstag, den 24. Juli machte unser Ev. Jungmädchenverein einen Ausflug nach Tharden bei Liebenmühl. Um 7,30 Uhr nahm die Fahrt mit dem Motorschiff „Oberland“ von Elbing aus ihren Anfang. Es ging durch den Drausensee und den oberländischen Kanal, über die 5 Rollberge, Maldeuten bis hin nach dem schön an Wasser und Wald gelegenen Tharden. Allerdings war die Uhr mittlerweile 3,30 geworden. Doch wurde diese achttündige Fahrtzeit durch das mancherlei Neue, was es zu sehen gab, durch das Hinüberrollen des Schiffes über die 5 „geneigten Ebenen“ und nicht zuletzt durch den Anblick der wunderschönen Landschaft, durch welche das Schiff eilte, angenehm verkürzt. Ganz besonders erwähnenswert ist auch der sogenannte „Duzkanal“, welcher kurz vor Tharden zwei Seen miteinander verbindet. Er ist recht schmal und zieht sich mitten durch wunderschönen Laubwald hindurch, der bis an die Ufer des Kanals und sogar noch über das Wasser herüber reicht. Man fährt hier wie durch eine lange schöne Laube. Bei den vielen scharfen Biegungen, welche der Kanal macht, ist es oft staunenswert, daß das verhältnismäßig große Schiff sich immer so glatt durch den schmalen Kanal hindurchschlängelt. — Nach der Ankunft in Tharden, wo 2½ Stunden Aufenthalt war, wurde im Gasthaus Kaffee getrunken, soweit das nicht schon auf dem Schiff geschehen war. Dann verstreuten sich die Mitglieder, die einen erfrischen sich an den schönen Waldwegen, die andern badeten in dem am Wald gelegenen See. Um 6 Uhr wurde sodann die Rückfahrt angetreten. Wieder gings durch den Duzkanal. Die Rückfahrt war besonders schön. Ein stiller Sommerabend, über's Wasser gleitet das Schiff, am Ufer Wald und Häuser und Felder, Menschen stehen da und winken herüber, dann wieder ganz einsame Wasserlandschaft, in der Luft ein Wasser-Raubvogel, auf dem See ein Fischerkahn, in dem zwei Männer sitzen und ihr großes Netz auslegen, am Ufer in einem schönen Waldwinkel zwei Zelte von Kanu-Fahrern, die mit ihren schmucken Paddelbooten hierher gekommen sind und nun hier die Nacht verbringen wollen, und überdem allen klingen die traulichen Weisen unserer deutschen Volkslieder, angestimmt von den Vereinsmitgliedern, welche im Innern des Schiffes, in der sehr schmuck mit schönen Polsterbänken ausgestatteten Kajüte Platz genommen hatten. So ging die Fahrt durch den Abend bis hin nach Maldeuten. Unterwegs begegnete dem Schiff im Kanal vor Maldeuten zwei Lastkähne, die sich durch „Treideln“, Ziehen des Rahmes vom Lande aus, vorwärts bewegten. In Maldeuten hieß es: Aussteigen. Eine gute Stunde Aufenthalt. Dann Weiterfahrt mit der Bahn bis Gildenboden, wo die Mehrzahl der Ausflugs Teilnehmer den Zug verließ und der schöne Ausflugs tag unseres Ev. Jungmädchenvereins mit allseitiger Zufriedenheit sein Ende fand.

Bomehrendorf.

Getauft: Heinz Hellmut Winkler aus Bomehrendorf, Gertrud Hildegard Grenda aus Gr. Stobon, Walter Fritz und Elsa Christine Homann aus Wolfsdorf-Höhe (Zwillinge). Die beiden letzten erhielten die Taufe im Diakonissenkrankenhaus zu Elbing, woselbst die schwerkranke Mutter sich mit ihren Zwillingskindern seit langem aufhält.

Getraut: Landwirt Emil Otto Fietkau aus Wolfsdorf-Höhe und Hofbesizertochter Anna Augusta Fietkau aus Grunau-Höhe.

Gaben: Altargabe von 20 RM. ohne Zweckbestimmung. Herzlichen Dank.

Die Besichtigung der Versuchspartellen des **Bäuerlichen Versuchungs Bomehrendorf** fand unter Leitung des Direktors der Lehrwirtschaft Br. Holland, Herrn Dr. Hildebrandt, in Gegenwart der Ringmitglieder und der Herren Landwirtschaftslehrer Krause, Thiessen und Bahl statt. Sie erstreckte sich auf die Ortshäfen Hansdorf, Neuendorf-Höhe, Wolfsdorf-Höhe, Gr. Stobon und Bomehrendorf. Es handelte sich um 43 Versuche verschiedenster Art, die vom Versuchstechniker Herrn Grau muster-gültig angelegt und gepflegt worden sind. In der sich anschließenden Besprechung gab Herr Krause nach einer einleitenden Ansprache des Herrn Direktor Dr. Hildebrandt einen Bericht über den Stand der Versuchsfelder. In der Hauptsache sind diesmal Nährstoffmangelversuche angelegt, weniger Sortenversuche, da durch die früheren Versuche die für den Anbau in hiesiger Gegend in Betracht kommenden Getreidesorten bereits festgestellt sind. Nur für Hackfrüchte, namentlich für Kartoffeln, sollen auch fernerhin die Sortenversuche in größerer Menge ausgeführt werden. Im allgemeinen konnte Herr Krause über den Stand der Versuchsfelder nur günstiges berichten. Völlig verlagt hat allerdings ein Versuch mit spät gesättem, ungebeiztem Roggen, wogegen die mit den bekannten Beizmitteln gebeizten Roggenpartellen dicht daneben, obwohl zur selben Zeit gesät, einen guten Stand aufweisen. Beim Hafer hat leider wieder der Blafensfuß viel Schaden angerichtet. Wie Herr Dr. Hildebrandt mitteilt, beläuft sich dieser Schaden auf etwa 20 Prozent in jedem Jahr. Nur sofortiges Schälen der Stoppeln kann hier einigermaßen Abhilfe schaffen, weil dabei die auf dem Acker zurückbleibenden schädlichen Lebewesen ziemlich restlos vernichtet werden. Gegen Gerstenflugbrand, der sich hier und da bemerkbar macht, wurde Heißwasserbeizung empfohlen (2 Stunden lang bei einer Temperatur von 45 Grad). Ueber die angebauten Kartoffelsorten läßt sich noch wenig sagen, da sie noch nicht genügend zur Entwicklung gekommen sind. Allem Anschein nach wird die Kartoffelernte befriedigend ausfallen. Auch der Stand der Getreidefelder hat sich fast überall nach Eintritt der Wärme erfreulich gehoben, obwohl es leider eine Anzahl recht schwach bestandener Felder gibt, denen nicht mehr zu helfen ist. Etwas gebessert haben sich auch die Weideflächen. Die Ausichten für eine befriedigende Grummeternte sind aber gering, so daß mit einem erheblichen Futtermangel in vielen Wirtschaften für den Winter zu rechnen ist.

Kalenderbrief.

6. August: Christl Verkürzung.
7. August: Karl Ritter 1779.
8. August: Graun † 1759.
9. August: Gützlaß † 181.
10. August: Zerstörung Je u'a'ems 70.
11. August: Turnvater Jahn 1778.

Lieber Willfried!

Das betrübendste Bild der Geschichte Jesu ist der Kampf der frommen Juden gegen ihn. Dieses Volk, das sich als ganzes Volk von Gott geliebt wußte. Es hat um die Ermordung Jesu willen den Fluch Gottes schauerlich spüren müssen. Die Eroberung ihrer heiligen Stadt durch die Römer ist nur ein Glied in der langen Kette des Fluches. Jesu Unheilsverheißung erfüllte sich durch die Eroberung Jerusalems über den Troß und Ungehorsam. Das Volk findet seine Strafe unter den schred-

lichen Zeichen einer Seuche, eines mörderischen Hungers und einer furchtbaren Belagerung.

Hier müssen wir uns ja fragen, ob wir unserem Heiland anders entgegengetreten wären als die Juden. Ich glaube nicht. Wie schwer fiel es doch selbst den Jüngern, die bei jenem seltsamen, geheimnisvollen Geschehen auf dem Berge dabei waren, von dem uns Math. 17 erzählt, zu glauben. Sie erlebten die Verklärung des Herrn und doch war es ihnen schwer, in dem Menschen Jesus den Heiland der Welt zu sehen. Es ist doch immer ein Geschenk unseres Gottes, wenn wir zum Glauben an seinen Sohn kommen, Gott will diesen Glauben allen Menschen schenken, aber die meisten gehen an seinem Geschenk vorüber. Es gehört das mit zum Schönsten unseres Menschenlebens überhaupt, wenn man dann doch sehen kann, wie aus allen Ständen und aus allen Schichten der Gottessohn seine Anbeter findet. Selbst gelehrte Männer wie der Geograph Karl Ritter haben sich nicht geschaut, sich vor ihm zu beugen. Ritter gehört zu den bedeutendsten Forschern auf erdkundlichem Gebiet. Er hat eine ganz neue Beschreibung der Länder und ihrer Eigenarten in der Erdbeschreibung eingeführt.

Neben den Gelehrten tritt der Musiker. Der 1759 gestorbene Graun war Kammerlänger bei Friedrich dem Großen. Wir haben von ihm das schöne Oratorium „der Tod Jesu“. Erst leztlich ist es noch in Königsberg aufgeführt worden. In der musikalischen Sprache seiner Zeit spürt man den starken Eindruck, den dieser Mann vom Heiland gehabt hat. Der dritte im Bunde derer, die im Gotteslohn den Heiland erkannten ist Karl Gützlaß, der Bauernsohn aus pommerschen Landen. 1803 ist er in Pyritz geboren, 1851 als einer der bedeutendsten Missionare in Hongkong gestorben. Er gehört zu den führenden Leuten in der chinesischen Mission. Von ihm stammt eine der ersten chinesischen Bibelausgaben.

Manchmal, wenn man den Sporttrummel unserer Tage ansieht, muß man denken, was würde wohl der alte Vater Jahn zu diesem Treiben sagen. Ich schätze ihn nicht so hoch ein wie es die Sportbewegung heute tut. Dazu hat ein Mann, wie der große Geschichtsschreiber Treitschke uns ihn zu deutlich geschildert. Aber ich glaube, daß er bei seiner starken vaterländischen Haltung nie mit dieser Ueberspannung des Sportgedankens einverstanden gewesen wäre. Wenn er 1811 den ersten Turnplatz in Berlin gründete, so hatte er ein großes Ziel im Auge, er dachte nicht daran, daß der Sport Selbstzweck für das Volk werden sollte, sondern das Turnen sollte zur Einigung und zur Sammlung der Kräfte im darniederliegenden Vaterlande dienen. Sein Wirken läßt sich nicht besser sagen als mit dem Wort seines politischen Glaubensbekenntnisses aus dem Jahre 1848. „Deutschlands Einheit war der Traum meines jugendlichen Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt“.

Mit einem frohen Gruß und herzlichsten Wünschen für eine gute Ernte bin ich Dein

Gottfried.

Bibellesetafel.

9. Sonntag n. Trin., den 5. August 1928.

Evangelien: Luk. 16, 1—12 und Matth. 13, 44—46.
Episteln: 1. Kor. 10, 1—13 und Apostelgesch. 17, 16—34.
Altes Testament: Spr. Sal. 16, 1—9.

5. Aug. Matth. 10, 1—15. Seine Männer und sein Kriegsplan.
6. Aug. Matth. 10, 16—25. Hindernisse und Ansehungen.
7. Aug. Psalm 129. Der Herr spottet ihrer.
8. Aug. Matth. 10, 26—33. Keine Sorge! Nur treu!
9. Aug. Matth. 10, 34—42. Gewichtige Entscheidungen.
10. Aug. Matth. 11, 1—6. Nicht irre werden!
11. Aug. Matth. 11, 7—15. Der Halt der Schwankenden.

Werbt für unser Blatt.

Zeitwarte.

Volk oder Partei? —

„Volk“ stellt ein Ganzes dar, das die Vielen als eine Einheit umfaßt, die Vielen, die durch gleiche Sprache und ähnliche Sitte und verwandtes Lebenserfassen einander verbunden sind wie die Blätter eines Baumes. Mögen sie oben in der Spitze oder an den untern Zweigen stehen, mannigfaltig sein in Größe und Gestalt und Entfaltung, empfangen sie doch aus einem Stamme ihres Lebens Kraft — kurz, sie bilden ein Ganzes bei aller Vielheit. So bilden auch die vielen Glieder eines Volkes, mögen sie arm oder reich sein, einfache oder gelehrte Menschen, regierende oder regierte, junge oder alte, eine große Einheit, die nicht ungestraft zerrissen werden darf, denn sie sind zum Gedeihen auf ihr gemeinsames Volkstum als Einheit angewiesen.

„Partei“! Das Wort ist ein Kampfruf, welches einen Teil vom Ganzen sondert und in Gegensatz zu den andern stellt. Die Vielgestaltigkeit der Lebensinteressen in einer großen Volksgemeinschaft macht Parteibildungen notwendig. Es ist ja auch kaum zu erwarten, daß jedes Glied der Volksgemeinschaft in gleicher Weise wie die eigenen Wünsche und Lebensbedingungen auch die der andern erkennt und in billiger Abwägung der verschiedenen Lebensansprüche jedem Gliede der Volksgemeinschaft genau so gerecht wird wie sich selbst. So müssen die Gleichgerichteten sich zusammenschließen, um den Forderungen der andern gegenüber die eigenen Lebensnotwendigkeiten zu betonen, damit alle Berücksichtigung finden. Es kommt zur Parteibildung.

Solche Parteibildung ist also zufolge der Unzulänglichkeit menschlichen Urteiles und Handelns notwendig und kann zum Segen für die Gestaltung eines Volkslebens werden, wenn über dem Parteiinteresse nicht das Ganze, das Volk, übersehen wird. Manch einer klagt über Parteizersplitterung in unserm Volk. Gewiß, es ist eine rechte Not, sich durch die mancherlei Richtungen hindurch zu finden, und wenn die Parteien wie hochtöne Ziegen jede auf ihrem Stück beharren, hört aller Rat und alles Leben in der Volksgemeinschaft auf. Aber andererseits zeugen sie doch auch von einem starken Lebenswillen, der ans Licht drängt und Beachtung und Raum gewinnen will.

Nicht die Parteien schaffen die Not, über die geklagt wird, sondern der Mangel am Gemein Sinn, die fehlende Erziehung bei Verfechtung der eigenen Interessen stets das Ganze, das Volk im Auge zu behalten, was bei den Taten und Handlungen unserer Parteien immer wieder zum Vorschein kommt.

So ging's kürzlich in Belgrad zu, wo mehrere Angehörige der kroatischen Bauernpartei einfach über den Haufen geschossen wurden. Diese Tat hat die ganze Regierungsarbeit des serbischen Staates (Jugoslaven) lahm gelegt und scheint dazu zu führen, daß Kroatien sich trennen wird von Serbien und nur den serbischen König anerkennen will.

Wie durch rücksichtslose Parteiherrschaft ein Hundertmillionenvolk langsam ruiniert wird, zeigt unser nächster Nachbar: Rußland. Hier hat die kommunistische Arbeiterpartei mit rücksichtslosen Blutopfern und schrankenlosem Schreckensregiment (Terror) sich die unumschränkte Macht gesichert und alles unterdrückt, was nicht in ihren Plänen und Anschauungen lag. Der Prozeß gegen die Ingenieure des Donezbeckens hat gezeigt, wie verworren und verdorben die Verhältnisse in wirtschaftlicher Hinsicht in Rußland sind. Das wird ja durch Ausschaffungen der führenden Regierungszeitung Rußlands noch bestärkt.

Die deutschen Ingenieure sind freigesprochen und haben der russischen Hölle bereits den Rücken gekehrt. 5 Russen — 11 waren im ganzen zum Tode verurteilt — sind hingerichtet, „physisch vernichtet“, denn in Rußland kennt man keine Todesstrafe!! Was sagen dazu unsere deutschen Kommunisten, die so energisch gegen die Todesstrafe auftreten?!

Sedenfalls hat die Sowjetregierung durch solches Verhalten das Mißtrauen der andern Völker wieder wachgerufen und gezeigt, daß es mit der vielgepriesenen

Klassenherrschaft des Proletariats in Rußland stark bergabgeht.

Und nicht nur in der Industrie und dem Bergbau versagt die Regierungskunst der Sowjets. Die Bauern Rußlands haben gezeigt, daß sie sich nicht einfach nach städtischem Muster enteignen und proletarisieren lassen. Der Getreideverkauf war durch Regierungsmaßnahmen so eingeeengt worden, daß die Bevölkerung an die Zeit des Kriegskommunismus erinnert wurde. Die Bauern hielten mit dem Getreide zurück, und Rußland, das früher ein Hauptausfuhrland für Getreide war, muß jetzt für seine Städte im Ausland Getreide kaufen, um nicht die Gefahr von Hungersnöten in den Städten heraufzubeschwören.

Es rächt sich hier die einseitige Regierungsmethode, die es nicht versteht, die verschiedensten Kräfte im Volksleben zu einer Einheit in Dienst des ganzen Volkes zusammenzufassen.

Ob wir in Deutschland diese Einseitigkeit vermeiden und dadurch vor unermeßlichem Schaden im Volksleben bewahrt werden? — Es ist jetzt die Partei im Staat zur Macht gelangt, die bislang von den andern zurückgedrängt war. Wird sie es verstehen über die Interessen der eigenen Partei und des von ihr vertretenen Arbeiterstandes hinaus das Wohl des ganzen Volkes im Auge zu behalten?

Mancherlei, was wir erleben, macht bedenklich. Wenn z. B. durch Machtmittel der wirtschaftlichen Nechtung oder der Entlassung die meist doch wohl äußerliche Anerkennung des neuen Kursus erzwingen wird, mit dem noch viele deutsche Volksgenossen sich nicht abfinden können. Warum muß die aufrechte Ueberzeugung, das gerade Verhalten eines anders Denkenden in den Schmutz gezogen und verzerrt werden, wie es fast täglich auch im Vorwärts, dem leitenden Regierungsblatt geschieht, so daß auch ein sozialdemokratischer Arbeiter mir kürzlich gelegentlich eines Gesprächs über Zeitungen erklärte: er könne das Geschimpfe und Geheze nicht mehr ausstehen. Auch die Arbeiter fordern positiven Aufbau der Volksgemeinschaft, nicht Verhekung und Verunglimpfung.

Ein Beispiel bietet die Aufnahme der Ozeanflieger in Deutschland, ihrem Vaterland, ihrem Volk. Freudig bewegt drückten sie Stahlhelm- und Reichsbannerleuten die Hand beim Empfang in Hamburg. Es war zum ersten Mal, daß Stahlhelm und Reichsbanner sich in gemeinsam deutscher Sache friedlich zusammenfanden. Endlich schien über allem Parteizwist das Bewußtsein der deutschen Volksgemeinschaft verheißungsvoll aufzuleuchten. Als Vertreter des deutschen Volkes waren die Ozeanflieger im Auslande im höchsten Maße gefeiert worden, als Vertreter des deutschen Volkes, die dem deutschen Namen in der Welt Ehre gebracht haben, wurden sie in der Heimat begrüßt.

Doch als sie dem Manne in Doorn als deutsche Männer in alter Treue die Hand gereicht hatten — er ist und bleibt ein deutscher und gehört zu seinem Volk — da mochten deutsche Städte — Köln und Dessau und später auch Wien — ihnen nicht mehr feierlich die Hand zum Willkommen reichen, und das Organ der führenden deutschen Regierungspartei rief dazu „bravo“! — Wie mag es dem Ausland zu Mute gewesen sein, das in den beiden deutschen Ozeanfliegern deutschen Geist bestaunt und das deutsche Volk geehrt hatte, wenn es nun sah, daß die führende Regierungspartei des deutschen Reiches mit einem Mal diese Männer nicht kennen wollte? Ist es ein Wunder, wenn man im Ausland keine hohe Meinung vom deutschen Volke hat. — Die Bevölkerung jener Städte aber hat sich deutscher gezeigt als ihre Führer und Regierer. Zu vielen Tausenden haben sie die kühnen Männer mit Begeisterung empfangen, die als Deutsche jeder mit einem Kranze auch das Gedächtnis des ersten Präsidenten der deutschen Republik ehrten.

Das ist's, was uns not tut, daß wir, ohne unserer Ueberzeugung im Herzen untreu zu werden, bei allem Ringen um die Geltung unserer Ueberzeugung und allem Kampf mit den Schwierigkeiten der gegenwärtigen Notzeit, niemals vergessen, daß wir Deutsche sind, die einander Achtung schulden, weil sie miteinander ein Ganzes, eine Einheit bilden — das deutsche Volk.

E. Cz.